

BEATE SAUER
Die Rache der Heilerin



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Normandie, Ende des 12. Jahrhunderts: Die junge Adela ist glücklich verheiratet mit dem normannischen Ritter Francis. Die beiden haben einen gemeinsamen Sohn, Luce, und bewirtschaften ein kleines Gut. Aber ihr bescheidenes Glück wird nicht halten: Die Herrschaft des englischen Königs Henry Plantagenet, die so hoffnungsvoll begonnen hatte, hat sich mittlerweile verfinstert. Als sich Henrys Söhne und seine Gattin Eleonore gegen ihn erheben, schließt Francis sich der Rebellion an – und Adela verliert nicht nur ihren geliebten Mann, sondern auch ihre Heimat und ihre Ehre. Denn ein alter Feind ihrer Familie, der englische Adlige William de Thorigny, nutzt den Bürgerkrieg, um grausam Rache an ihr zu nehmen. Während Francis für seine Sache kämpft und scheitert, überfällt de Thorigny Adelas Gutshof, misshandelt die junge Frau brutal, zwingt sie zur Flucht. Eine lange Odyssee beginnt, auf der Adela unendliches Leid widerfährt. Und bei der sie am Ende doch über ihren Widersacher siegen wird ...

Weitere Informationen zu Beate Sauer
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin bei Goldmann
finden Sie am Ende des Buches.

Beate Sauer

Die Rache
der Heilerin

Roman

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage April 2014
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Beate Sauer
Copyright © dieser Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30287 Garbsen.
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Bridgeman Art Library / Giraudon;
AKG images / Nimatallah
Th · Herstellung: Str.
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Made in Germany
ISBN 978-3-442-47932-0
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Kapitel 1

Richard stützte sich auf den Ellbogen und lauschte in die Dunkelheit. *Wie dumm, dass der Vater misstrauisch geworden ist und das Zimmer mit mir und Henry teilt*, dachte er. *Aber wir werden trotzdem aus der Burg entkommen.* Ja, endlich ertönte vom Bett seines Vaters her ein gleichmäßiges Schnarchen. Vorsichtig schlug er die Wolldecke zurück und setzte seine nackten Füße auf den Steinboden. Mit einigen geschmeidigen Schritten war er bei dem Schemel, auf dem seine Kleidung und sein Schwertgurt lagen. Rasch streifte er Kittel und Hose über. Als er den Schwertgurt schloss, schlug die Scheide gegen das Holz. Sehr laut klang das Geräusch in dem Raum wider. Richard hielt den Atem an. Das Schnarchen wurde unregelmäßiger, brach ab. Ein Rascheln wie von Stoff, der zurückgeschlagen wurde. War der Vater etwa aufgewacht?

Nein, nun setzte das Schnarchen mit einem lang gezogenen Seufzen wieder ein. Im Mondlicht, das durch die Ritzen in den Fensterläden fiel, erkannte Richard, dass sich sein Bruder Henry nun endlich ebenfalls auf seinem Bett aufgerichtet hatte. Richard griff nach seinem Mantel und den Stiefeln und hastete zur Tür. Wenige Momente später folgte ihm der Bruder. Draußen, auf dem von einigen Fackeln erleuchteten Gang, streiften sie die Schuhe über und tauschten ein schnelles, erleichtertes Grinsen aus.

Auf dem Weg zu den Stallungen begegnete ihnen niemand. Die Sättel lagen unter dem Stroh – dort, wo sie sie am Vorabend verborgen hatten. Mit schnellen, geübten Griffen zäumten die Brüder die Pferde auf. Als sie die Tiere in die Stallgasse führten, trat ihnen ein verschlafener Knecht entgegen und fragte, ob er ihnen helfen könne. Doch auf Richards knappes »Nein, wir kommen allein zurecht. Leg dich wieder schlafen!« trollte sich der junge Mann.

»Vorhin dachte ich einen Augenblick lang, unser Vater wäre aufgewacht«, murmelte Henry. »Ich glaubte, das Herz bliebe mir stehen.«

»Na ja, ich hätte einfach behauptet, dass ich austreten müsste.« Richard zuckte die Schultern. Doch auch ihm schlug das Herz plötzlich wieder bis zum Hals.

»Was, wenn der Vater aufgestanden wäre und dich auf den beleuchteten Gang hinausgezogen hätte? Du warst angekleidet und hattest den Schwertgurt umliegen.«

»Immerhin weiß man nie, wer einem auf dem Weg zum Abtritt so alles begegnen wird.«

»Eine sehr überzeugende Erklärung ...«

Ob er im Falle einer Entdeckung die Waffe gegen den Vater gezogen hätte? Richard war sich nicht sicher.

Sie schwangen sich in die Sättel und ritten über den Hof. Aus dem Schatten vor dem Tor trat ihnen ein Wachsoldat entgegen und hielt Richard davon ab, weiter über eine solche Möglichkeit nachzudenken. Der stämmige Mann verbeugte sich vor den beiden Brüdern. »Die Prinzen mögen mir verzeihen«, erklärte er wichtiguerisch. »Doch wir Wachen haben den Befehl, niemandem während der Nacht das Tor zu öffnen.«

»Das gilt doch wohl nicht für uns!«, fuhr Henry auf.

»Niemandem«, wiederholte der Bewaffnete fest.

»Was fällt dir ein!«

Dieser misstrauische alte Fuchs von einem Vater ... Richard beugte sich zu seinem Bruder und legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Lass nur. Der Mann handelt völlig richtig.« Er schenkte dem Bewaffneten, der sein kampfbereit vorgestrecktes Kinn verblüfft zurückzog, ein Lächeln. »Soldaten müssen gehorchen. Wie könnten wir uns sonst auf sie verlassen? Einen wie dich hätte ich gerne unter meinen Leuten.«

»Wie gesagt, Hoheit, es tut mir leid. Gestern Abend kam der Befehl.« Der Bewaffnete sackte ein wenig in sich zusammen und rieb sich über die stoppelige Wange.

»Tja, es verhält sich nur so, dass unser Vater kurz vor dem Zubettgehen den Wunsch äußerte zu jagen.« Richard lächelte ihn weiter strahlend an. »Und mich und meinen Bruder damit beauftragte, voranzureiten und schon einmal einen geeigneten Jagdgrund zu suchen. Gewissermaßen um unsere Fähigkeiten zu erproben.«

»Ja, so ist er nun einmal.« Henry, der Richards Spiel begriff, stieß ein zustimmendes Stöhnen aus.

»Am besten also, du gehst zu unserem Vater und lässt dir unseren Auftrag bestätigen«, redete Richard munter weiter.

»Der ... der König ist schon aufgestanden?« Der Mann schaute sie unbehaglich an.

»Eben, als wir das Zimmer verließen, schlief er noch.« Richard wechselte einen raschen Blick mit seinem Bruder und verkniff sich ein Grinsen.

»Nun, ob es unbedingt nötig sein wird, den König zu wecken ...« Der Bewaffnete zögerte.

»Ach, komm schon, Adam«, ein anderer Soldat, der bislang schweigend neben dem Tor gewartet hatte, trat neben

ihn, »der Befehl des Königs hat doch bestimmt nicht für die beiden Prinzen, seine eigenen Söhne, gegolten.«

»Nun, ich wüsste eigentlich auch keinen Grund, warum uns unser Vater daran hindern sollte, die Burg zu verlassen.« Richard lachte und klopfte Adam auf die Schulter. »Aber, wie ich schon sagte, es ist gut, wenn sich ein Soldat nicht von einem hohen Rang blenden lässt.«

»Hoheit ...« Adam beschloss, sich nicht dem Zorn des Königs auszusetzen, der bestimmt auf ihn herabfahren würde, wenn er ihn ungerechtfertigt weckte. Also verbeugte er sich, schob den Riegel zurück und stemmte zusammen mit dem anderen Soldaten den Torflügel auf.

Nachdem Richard den beiden Männern noch einmal grüßend zugenickt hatte, galoppierten er und sein Bruder davon. Auf der nächsten Anhöhe zügelte er seinen Hengst und blickte zu der Burg zurück. Dunkel und mächtig hob sich das Gebäude vor dem Sternenhimmel ab. *Wenn alles so läuft, wie wir es geplant haben, wird die Burg von Bayeux in wenigen Monaten mir und Henry gehören*, dachte er.

»Nun komm schon!«, drängte der Bruder, der sein Pferd neben ihm angehalten hatte.

»Ach, wahrscheinlich wird unsere Flucht erst bei Morgengrauen entdeckt. Bis dahin sind es noch ein paar Stunden.«

»Mir wäre es lieber, unser Vorsprung vor unserem Vater wäre viel größer.« Henry seufzte. »Immerhin haben wir gut achtzig Meilen zurückzulegen, bis wir die Grenze des französischen Königreichs erreicht haben und in Sicherheit sind.«

»Gegen ein bisschen Abenteuer habe ich nichts einzuwenden.«

»Falls du das tatsächlich ernst meinst, bist du verrückt.« Henry schüttelte den Kopf.

Als Antwort lachte Richard nur und gab seinem Pferd die Sporen. Ja, vor ihm lag ein großes Abenteuer, und er freute sich darauf, es zu bestehen.

*

Ein Windstoß wehte Adela den Schleier ins Gesicht. Sie versuchte, ihn mit der einen Hand zurückzuhalten, während sie mit der anderen eine Eibischstaude an einem Stab befestigte. Aber es nutzte nichts. Die Aprilböen waren zu kräftig. Beim nächsten Windstoß zog sie ihren Schleier ab und flocht ihr Haar, das die leuchtend rote Farbe von reifen Hagebutten hatte, zu einem Zopf. Dann widmete sie sich wieder dem Eibisch. Jetzt endlich konnte sie ihn festbinden. Die Kräuterbeete am Rande des Küchengartens waren allein ihr Reich. Keinem der Bediensteten vertraute sie die Pflege ihrer Heilpflanzen an.

Adela hatte ein schmales, empfindsames Gesicht, und die Fülle ihres Haars schien für ihren zierlichen Körper fast zu schwer. Doch wenn sie sich nicht – wie jetzt gerade – auf etwas konzentrierte, war ihre Mimik äußerst lebhaft, und ihre grauen Augen konnten durchaus energisch blicken oder wütend funkeln.

Nachdem Adela noch die Erde um ein Beet mit Leinpflänzchen gelockert hatte, stand sie auf. Sie glaubte, einen Hauch von Salz in der Luft zu riechen. Hinter den Hügeln – etwa zwanzig Meilen entfernt – lag das Meer. Sie liebte dieses Stück Land nahe der normannischen Küste ebenso sehr wie den weiten Himmel mit den jagenden Wolken, die sich häufig finster und bedrohlich auftürmten, nur um gleich darauf wieder die Sonne durchscheinen zu lassen.

In dem weiß gekalkten Haus mit dem Strohdach am anderen Ende des Gartens war sie geboren worden. Hier lebte sie

nun seit einigen Jahren mit ihrem Ehemann Francis und ihrem Sohn Luce. Adelas Blick wanderte weiter über den Garten, der sanft zu einem Bach abfiel. Jenseits einer Obstbaumwiese und hinter der aus Feldsteinen errichteten Mauer erstreckten sich die Felder des Gutes. Zwischen den Schollen sprossen grüne Weizen- und Gerstenhalme.

Während der letzten Wochen war das Wetter beständig gewesen und hatte das Getreide gut wachsen lassen. Aber ob dies so bleiben würde? Adela hoffte es aus ganzem Herzen. Die vergangenen drei Ernten waren schlecht ausgefallen. Dabei waren die Steuern, die der König seinen Untertanen auferlegte, auch schon bei einer guten Ernte drückend. Sollte es dieses Jahr wieder eine Missernte geben, würden sie und Francis wohl Teile ihres Landes verkaufen müssen. Denn auch das Gut bei Giverny, das Francis geerbt hatte, warf kaum noch etwas ab.

Das Getreide vom letzten Jahr hatte nur bis in die ersten Märzwochen gereicht. Am Morgen war Francis nach Vire gefahren, um ein paar Säcke Weizen und Roggen zu kaufen. *Ob er sie wohl zu einem einigermaßen günstigen Preis bekommen wird?* Adela wünschte sich plötzlich, Francis wäre bei ihr und sie könnte seine ruhige, zuversichtliche Gegenwart spüren.

Vom Bach her ertönte Lucas helle Stimme. Zwischen den erst spärlich belaubten Weiden konnte Adela ihren kleinen Sohn erkennen, der dort mit ein paar Dorfjungen spielte. Sie schüttelte ihre düsteren Gedanken ab. Sie liebte ihren Mann und ihren Jungen. Daran wollte sie sich halten, statt vor sich hinzugröbeln!

Wieder im Haus, überzeugte sich Adela davon, dass in der Küche ein Eintopf auf dem Feuer vor sich hin köchelte und die Köchin einen Brotlaib in den Ofen geschoben hatte.

Dann erinnerte sie sich daran, dass Luce dringend einen neuen Kittel benötigte. In dem Zimmer, das ihre Eltern bewohnt hatten, wurden abgelegte Kleidungsstücke aufbewahrt. Sicher würde sie aus einem der Gewänder ein Hemd für ihren Sohn nähen können.

In dem nach Westen hin gelegenen Raum auf der Rückseite des Hauses empfing Adela ein leichter Kräutergeruch. Er hing tief in den dunklen Deckenbalken und den Wänden. Denn noch bis kurz vor ihrem Tod hatte ihre Mutter Aline hier ihre Kräuter getrocknet und aufbewahrt. Von ihr hatte Adela die Gabe der Heilkunst geerbt.

Der schwache Duft nach Zitronenmelisse, Thymian und Rosmarin wich einem intensiven Lavendelgeruch, als Adela den Deckel der schweren, eisenbeschlagenen Truhe aufstemmte. Behutsam zog sie das Leinentuch beiseite, das den Inhalt vor Staub schützte. Darunter kam unter einigen mit Lavendelblüten gefüllten Stoffsäckchen der dunkle Mantel zum Vorschein, den ihre Mutter in ihren letzten Lebensjahren getragen hatte. Im Winter vor vier Jahren war sie an einem Fieber gestorben.

Unwillkürlich musste Adela lächeln, während sie über den rauhen Stoff strich. Ihre Eltern hatten eine glückliche Ehe geführt. Dann und wann waren leidenschaftliche Streitereien zwischen ihnen entbrannt, heftig und wild und meist von kurzer Dauer wie Sommergewitter. Doch letztlich hatten die beiden nicht ohne einander leben können. Deshalb hatte es Adela nicht gewundert, dass ihre Mutter ihren Vater nur um wenige Monate überlebt hatte.

Sie legte den Mantel über einen Stuhl und beugte sich wieder über die Truhe. Drei Hemden, die ihrem Vater gehört hatten und noch in gutem Zustand waren, kamen zum Vorschein. Ja, aus einem von ihnen würde sie einen Kittel für

Luce nähen können. Unter den Hemden lagen in einem Sack ein paar ausgetretene Stiefel, ein alter Gürtel und eine Sichel, deren Blatt stumpf geworden war und deren Holzgriff erneuert werden musste. Versonnen wog Adela das Werkzeug in der Hand. Ihr Vater war der uneheliche Sohn eines Lords und ein Ritter gewesen. Dennoch war er auch ein guter Bauer gewesen.

Hinter sich hörte Adela trippelnde Schritte auf dem gestampften Lehm Boden. Luce lief zu ihr. »Na, bist du zu müde zum Spielen?«, neckte sie ihn und strubbelte durch sein kastanienbraunes, wild zerzaustes Haar. Luce schüttelte empört den Kopf. »Nein, die anderen Jungen mussten zum Essen nach Hause.«

Er schmiegte sich an sie, was er in der letzten Zeit nur noch selten tat. Denn mit seinen sieben Jahren hielt er sich für zu alt für solche Zärtlichkeiten. Adela legte den Arm um ihn, schloss die Augen und genoss den Augenblick. Sein drahtiger Körper roch nach Gras und Staub. Sie war noch sehr jung gewesen, fast noch ein Kind, als sie und Francis sich heftig ineinander verliebt und bald darauf geheiratet hatten. Lucus Geburt war schwer gewesen. Nach ihm hatte sie zwei Kinder während der Schwangerschaft verloren. In der letzten Zeit fragte sie sich häufig, ob Luce wohl ihr einziges Kind bleiben würde.

»Mutter, sind das Hemden von Großvater Ethan?« Wie nicht anders zu erwarten, befreite sich Luce schnell wieder aus ihrem Griff.

»Ja.« Adela lächelte ihn an.

Lucus Interesse war geweckt. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und spähte in die Truhe. »Da drin liegt so ein seltsames Ding ...«, stellte er fest.

Nun sah auch Adela auf dem Boden der Truhe ein zusam-

mengerolltes Stück Stoff liegen. Sie holte es heraus, löste die Fäden, die den Stoff zusammenhielten, und wickelte ihn auseinander. Das bunte Stickbild eines Blumenstraußes kam zum Vorschein. Die Stiche waren sehr unordentlich. Mal waren sie groß, als hätte die Stickerin sie mit höchster Ungeduld ausgeführt, dann wieder waren sie klein ausgefallen und tief in den Stoff eingegraben, als wäre zornig an dem Garn gerissen worden. Ihre Mutter Aline hatte immer sehr sorgfältig gestickt. Von ihr konnte dieses Tuch unmöglich stammen.

Luce zog seine Nase kraus. »Das sieht aber seltsam aus«, stellte er fest.

Plötzlich fiel Adela wieder ein, von wem dieses Bild stammte. »Kaiserin Matilda hat dieses Tuch bestickt.«

»Die Herrin meiner Großmutter Aline?« Luce kauerte sich neben sie auf den Boden und sah sie aus großen Augen an.

»Ja, und sie hasste Handarbeiten.« Die Kaiserin – wie Matilda von allen genannt worden war, da sie in erster Ehe mit dem deutschen Kaiser Heinrich V. verheiratet gewesen war – war eine stolze und temperamentvolle Frau gewesen, die ihre Launen häufig an den Menschen in ihrer Umgebung und auch an diesem Sticktuch ausgelassen hatte. So hatte es Aline ihrer Tochter erzählt.

»Großmutter Aline war Dienerin der Kaiserin Matilda, und Großvater Ethan gehörte zu den Leuten König Stephens, als sie sich kennen lernten. Nicht wahr?«, fragte Luce eifrig. Er kannte diese alten Geschichten längst. Aber er mochte sie immer wieder hören.

Adela nickte. »Ja, nur war Stephen damals noch nicht König. Nachdem Matildas Vater – König Henry – starb, kämpften Matilda und Stephen gegeneinander um die englische Krone.«

»Deshalb wurden Großmutter und Großvater Feinde, obwohl sie sich liebten, und konnten ganz lange nicht zusammenkommen.« Mit leuchtenden Augen fasste Luce die dramatischen Jahre zusammen, während derer Adelas Eltern den verfeindeten Lagern angehört hatten. Beide hatten sie sich ihrer Herrin und ihrem Herrn tief verpflichtet gefühlt und beide waren auch viel zu eigensinnig gewesen, um nachzugeben und in das Lager der anderen Partei zu wechseln.

»Aber dann hat Großvater der Großmutter und Kaiserin Matilda geholfen, während einer Belagerung aus der Burg von Oxford zu entkommen.« Luce hatte diese Szene – oder vielmehr eine kindliche Fantasieversion davon – schon oft mit Holzpferden und -rittern und irgendwelchen Gerätschaften, die als Burgmauer dienen mussten, nachgespielt. Das wirkliche Grauen solcher Kämpfe hatte Adela ihm bisher verschwiegen. Was Krieg bedeutete, würde er wahrscheinlich noch früh genug erfahren.

»Deswegen fiel Großvater bei König Stephen in Ungnade«, spann Luce den Faden weiter, als seine Mutter schwieg. »Aber als Großvater den bösen Baron Hugo de Thorigny in einem ehrlichen Kampf besiegte, erkannte Stephen, dass er doch ein guter Ritter war.«

»Ja, so ähnlich war es.« Adela fuhr ihrem Sohn wieder durch die Haare. Dies war auch ein Teil der Familiengeschichte, den Luce bislang aus guten Gründen nur teilweise kannte. Die de Thorignys hatten sowohl im Leben ihrer Mutter als auch ihres Vaters eine unheilvolle Rolle gespielt. Der Vater Hugo de Thorignys hatte den Hof von Alines Eltern – obwohl diese freie Bauern gewesen waren – widerrechtlich an sich gebracht und Aline zur Leibeigenen gemacht. Bei der Flucht aus der Sklaverei hatte Matilda sie vor seinen Häschern gerettet.

Ethan wiederum war zusammen mit Hugo de Thorigny erst Knappe, dann Ritter an Stephens Hof gewesen. Hugo hatte keine Gelegenheit ausgelassen, ihn spüren zu lassen, dass er nur der »Bastard« eines Lords war. Als Hugo Adelas Mutter Aline verschleppt hatte, um sie zu vergewaltigen und wieder zur Leibeigenen zu machen, hatte Ethan ihn gestellt und getötet. Stephen, der bei all seinem Jähzorn und seinen anderen Fehlern ein großherziger Mann gewesen war, hatte es Ethan verziehen, dass er den Sohn eines seiner Getreuen im Kampf um die Frau, die er liebte, umgebracht hatte.

»Mutter, was hast du denn?« Luce berührte ihre Hand und sah sie fragend an.

»Nichts. Ich war nur gerade mit meinen Gedanken ganz woanders.« Adela lächelte ihn an. »Jedenfalls verdanken wir es Matilda, dass wir auf diesem Hof leben dürfen. Denn sie hat ihn deiner Großmutter geschenkt, nachdem diese aus ihrem Dienst ausschied und deinen Großvater heiratete. Und nachdem ihr Sohn Henry König von England wurde, setzte Matilda es auch durch, dass deine Großmutter das Gut ihrer Familie bei Salisbury von den de Thorignys zurückbekam.« Zusammen mit dem Brief, der diese Neuigkeit mitteilte, hatte Matilda Aline auch das Sticktuch geschickt, das nun vor ihr und Luce auf dem Boden lag – so hatte Aline es Adela erzählt.

Ihre Mutter hatte wieder in ihrer Heimat leben wollen. Deshalb war die Familie wenige Monate nach Adelas Geburt dorthin zurückgekehrt. Erst als Adelas ältester Bruder Nicolas beschlossen hatte zu heiraten, waren ihre Eltern wieder mit ihr in die Normandie gekommen, damit Nicolas das Gut in England übernehmen und dort mit seiner Familie leben konnte. Bald darauf hatte ein schreckliches Unglück die Familie getroffen. Doch daran wollte Adela jetzt nicht denken.

Sie stand auf, hob Luce hoch und schwenkte ihn durch die Luft, was sich ihr Sohn fröhlich kreischend gefallen ließ. »So, Zeit jetzt, dass du dir Gesicht und Hände am Brunnen wäschst. Dann gibt es Abendessen.«

*

Anders als sonst meistens, nahm Adela an diesem Abend nicht an der Mahlzeit mit den Bediensteten in der Küche teil. Sie aß zusammen mit Luce in der Stube der Familie an dem langen Eichentisch. In der großen Feuerstelle brannten Buchenscheite. Denn die Abende waren noch kalt, und Francis sollte es, wenn er nach dem langen Weg nach Hause kam, warm und behaglich haben. Wo er nur blieb? Adela wurde allmählich unruhig. Eigentlich hätte ihr Gatte schon längst zurückgekehrt sein sollen.

Nur mit halbem Ohr lauschte sie Luce, der ihr zwischen zwei Löffeln Eintopf immer wieder aufgeregt von seinen Abenteuern mit den Dorfjungen erzählte. Sie hatten am Bach einen Damm gebaut und als Ritter gegeneinander gekämpft. Und am nächsten Morgen wollte er unbedingt als Erstes nach seinem Pony auf der Weide sehen. Nachdem er seine Holzschale leer gekratzt und den letzten Brotbissen gegessen hatte, wurden ihm die Lider schwer.

Adela brachte ihn in die angrenzende Schlafkammer, wo Luce seinen Platz in dem breiten Bett neben ihr und Francis hatte. Sie half ihm, sich auszuziehen, und deckte ihn zu. Während sie ihm eine Geschichte aus der Artus-Legende erzählte, schlief er auch schon ein.

Wieder zurück im Wohnraum setzte sich Adela an ihren Webstuhl und begann, an dem braunen Wollstoff weiterzuweben, der dort aufgespannt war. Doch nachdem sich das Schiffchen einige Male zwischen den Fäden verheddert hatte,

ließ sie es gut sein. Stattdessen nahm sie eines der Hemden ihres Vaters zur Hand und trennte die Nähte auf – eine Arbeit, die nicht sehr viel Konzentration erforderte.

Endlich hörte sie, wie die Hunde in ein freudiges Gebell ausbrachen. So begrüßten sie nur einen Menschen, der ihnen vertraut war. Adela ließ ihre Näharbeit fallen und eilte nach draußen.

Der Schein der Fackel, die über dem Tor in der hohen Hecke brannte, erhellte den Hof. Francis war schon vom Bock des Karrens gesprungen und warf einem Knecht die Zügel des Pferdes zu. Auf der Ladefläche des Gefährts stapelten sich Säcke. Nun drehte sich Francis zu ihr um und lächelte sie an. Ein Lächeln, das ihr auch nach fast acht Jahren Ehe das Herz schneller schlagen ließ. Doch sein Blick war müde. Etwas – dessen war sie sich sicher – bedrückte ihn. Sie umarmte ihren Mann ungestüm. »Warum kommst du so spät? Ist etwas geschehen?«, fragte sie atemlos.

Er zog sie an sich und küsste sie. »Ja, ich muss dir etwas erzählen«, sagte er leise. *Also doch ...*

»Geh schon einmal in die Stube. Ich komme gleich nach und bringe dir etwas zu essen«, sagte Adela rasch. »Und du«, wandte sie sich an den Knecht, »kümmerst dich um das Pferd und sorgst dafür, dass der Karren abgeladen wird.«

Als Adela kurz darauf den Wohnraum betrat, saß Francis vor dem brennenden Feuer. Er hatte schon seine Stiefel abgestreift und blickte in die Flammen. Adela schluckte die Fragen, die schon wieder in ihr aufstiegen, hinunter. Francis sollte einige Momente Ruhe haben. Sie schenkte ihm mit Wasser gemischten Wein in einen Becher und reichte ihm eine Schale voll Eintopf.

Während er hungrig zu essen begann, betrachtete sie ihn. Er war ein großer, breitschultriger Mann. Dichtes kastanien-

braunes Haar fiel ihm bis auf die Schultern. Seine buschigen schwarzen Augenbrauen hätten bei einem anderen Mann vielleicht einschüchternd gewirkt. Doch Francis' Blick war viel zu offen und freundlich, als dass sich jemand vor ihm hätte fürchten müssen – wobei er durchaus zornig werden konnte, wenn jemand sein Gerechtigkeitsempfinden verletzte, und dann war es besser, sich nicht mit ihm anzulegen. Seine Hände waren kräftig und zupackend, dabei jedoch überraschend feingliedrig. Sie konnten sehr zartfühlend sein, wenn es darum ging, ein krankes oder verschrecktes Tier zu beruhigen, wenn er mit Luce spielte oder wenn er seine Finger sanft über ihren Körper wandern ließ. Adela spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg.

Mit einem Klappern stellte Francis die Schale auf dem kleinen Tisch neben sich ab. Er hatte nur die Hälfte des Eintopfs gegessen.

»Auf dem Rückweg von Vire bin ich einem Diener des Grafen begegnet«, sagte er. »Der Mann teilte mir mit, dass er mich ohnehin habe aufsuchen wollen, denn sein Herr wolle mich sprechen.«

»Ja, und?« Adela wünschte sich, Francis käme schneller zur Sache. Aber sie wusste, dass sie ihn nicht bedrängen durfte. Graf Aubrey de Vire war sein Lehnsherr. Francis' vor einigen Jahren verstorbener Vater war ein enger Freund von ihm gewesen. Deshalb hatte ihr Ehemann als Knappe bei dem Grafen gedient und war von ihm zum Ritter geschlagen worden. Obwohl Francis wie sein Vater weder reich war noch über Einfluss verfügte, schätzte der Graf seinen Rat.

Francis beugte sich vor. Schatten huschten über sein Gesicht und ließen seine braunen Augen dunkler erscheinen, als sie waren. »Aubrey sagte mir, dass die beiden Königssöhne Henry und Richard einen Aufstand gegen ihren Vater begon-

nen haben. Ihre Mutter, die Königin Eleonore, unterstützt sie dabei. Außerdem haben sie die stillschweigende Billigung des französischen Königs. Aubrey fragte mich, was ich von diesem Aufstand hielte und ob ich ihm raten würde, sich daran zu beteiligen.«

»Was hast du ihm geantwortet?« Adelas Mund war ganz trocken. Wenn der Graf in den Kampf zog, war Francis ihm zur Gefolgschaft verpflichtet. Durch die nur angelehnte Tür hörte sie, wie Luce sich drüben in der Kammer im Schlaf bewegte. Irgendwo im Garten stieß ein Käuzchen einen lang gezogenen Schrei aus.

Francis hob die Hände. »Ich habe Aubrey gesagt, dass ich an seiner Stelle den Aufstand unterstützen würde.«

Adela hatte gehaut, dass seine Antwort so ausfallen würde. Dennoch schrie sie auf: »Wie konntest du nur ...!«

»Adela ...«, Francis' Stimme klang bittend, »... du weißt doch so gut wie ich, dass sich Henry Plantagenet in den letzten Jahren zu einem Tyrannen entwickelt hat. Um seine Kriege in Wales und Irland zu finanzieren, saugt er das Land aus. Wir können schon jetzt kaum noch die Steuern auf unser Land bezahlen. Dabei gehören wir noch zu den besser gestellten Leuten. So viele Menschen wurden von ihren Gütern vertrieben und müssen nun betteln. Andere wurden in die Knechtschaft gezwungen. Und wer garantiert uns, dass der König die Steuern demnächst nicht noch einmal erhöhen wird?«

Sie wollte seine Argumente nicht hören. »Ach, und du glaubst ernsthaft, dass sich die beiden Königssöhne anders verhalten werden als ihr Vater, wenn sie einmal an der Macht sind?«, gab sie aufgebracht zurück. »Die Herrschenden sind sich doch alle gleich ...«

»Ich kann nicht glauben, dass du das ernst meinst.«

Francis' Ruhe entwaffnete Adela ein wenig. »Seit wann bist du nicht mehr bereit, ein Wagnis einzugehen? Ja, die beiden Königssöhne sind noch jung und unerfahren. Aber Menschen entwickeln sich. Vor allem Richard soll ein umgängliches und großzügiges Wesen haben. Warum sollte er es nicht auch als König beibehalten?«

Als Adela zornig schwieg, fasste Francis nach ihren Händen und streichelte sie. »Ich bin mir darüber im Klaren, dass du dich wegen deiner Mutter König Henry verbunden fühlst. Schließlich ist er ja der Sohn ihrer Herrin, und er hat dafür gesorgt, dass deine Mutter ihr Gut in England zurückbekam ... Aber ich bezweifle, dass Matilda sein Verhalten gebilligt hätte. Immerhin war sie, bei all ihren schwierigen Seiten, eine gerechte Frau.«

Adela entzog ihm ihre Hände. In Momenten wie diesen wünschte sie sich manchmal, Francis besäße ein ähnlich hitziges Temperament wie ihr Vater und würde nicht ruhig und vernünftig argumentieren. Denn dann hätte sie ihn wenigstens guten Gewissens anschreien können. »Es geht mir überhaupt nicht um Henry Plantagenet«, gab sie trotzdem heftig zurück. »Er ist mir völlig gleichgültig. Außerdem hat ihm meine Mutter bei der Geburt das Leben gerettet. Deshalb stehen wir wegen des Gutes nicht in seiner Schuld. Er hat höchstens eine alte Schuld meiner Mutter gegenüber beglichen. Nein, es ist nur ...« Plötzlich wurde ihr die Kehle eng, und Tränen traten ihr in die Augen. Zornig wischte Adela sie weg.

»Ja ...?«, fragte Francis sanft.

Adela schluckte und senkte den Kopf. »In den letzten Wochen vor ihrem Tod war meine Mutter häufig nicht mehr richtig bei sich«, sagte sie leise. »Ihr Geist wanderte in die Vergangenheit. Immer wieder erzählte sie davon, wie

sie während des Kriegs zwischen Matilda und Stephen half, die Verwundeten zu versorgen. Sie sah und hörte schreckliche Dinge. Männer verloren Gliedmaßen. Anderen hingen die Eingeweide aus dem Leib. Manche schrien stundenlang, bis der Tod sie endlich von ihren Qualen erlöste. Auch mein Vater starb fast bei der Schlacht um die Burg von Lincoln.«

Sie blickte Francis verzweifelt an. »Verstehst du denn nicht ... Ich habe so große Angst, dass du bei diesen Kämpfen verwundet wirst ... oder gar ums Leben kommst. Denn das könnte ich nicht ertragen.«

Ein schiefes, trauriges Lächeln huschte über Francis' Gesicht. »Vertrau mir ... Ich werde den Tod bestimmt nicht suchen. Dazu liebe ich dich und Luce viel zu sehr.«

Adelas Zorn verflog. »Ich kann dich ja verstehen«, sagte sie erstickt. »Der König ist schon lange kein gerechter Herrscher mehr. Wahrscheinlich würde ich, wenn ich ein Mann wäre, genauso handeln wie du. Trotzdem hasse ich es, dass du in den Krieg ziehen wirst. Und ich verwünsche die beiden Königssöhne für ihren Aufstand. Und Aubrey verwünsche ich dafür, dass er dich in diese Sache hineingezogen hat.«

»Du tust dem Grafen Unrecht. Er hat es mir freigestellt, ob ich ihm während der Kämpfe Gefolgschaft leisten will oder nicht.«

»Wie überaus großzügig von ihm«, versetzte Adela müde. »Selbstverständlich hast du dich dazu verpflichtet gefühlt.«

»Die überhöhten Steuern sind nicht der einzige Grund, weshalb ich gegen den König kämpfen will.«

»Was gibt es denn sonst noch für Gründe?« Überrascht sah sie Francis an. Der unstete Feuerschein ließ ihn noch größer erscheinen, als er ohnehin war, und doch wirkte er sehr verletztlich. Sie wünschte sich, ihn zu berühren, konnte sich aber noch nicht dazu überwinden, ihm entgegenzukommen.

»William de Thorigny, der Sohn Hugos, hat es in den letzten Jahren an Henrys Hof zu wachsendem Einfluss gebracht. Der König – so hat es mir Aubrey versichert, und ich glaube ihm – sucht immer öfter seinen Rat. Meinst du nicht auch, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis William versuchen wird, deiner Familie zu schaden?«

»Aber die de Thorignys waren doch in Ungnade gefallen«, flüsterte Adela. All die Gewissheiten, die sie noch bis vor Kurzem verspürt hatte, zerbrachen eine nach der anderen. Wie sicher war ihr Leben doch noch vor wenigen Stunden gewesen!

»Nun, William scheint ein intelligenter, wagemutiger und hartnäckiger Mann zu sein.« Francis seufzte. »Außerdem soll er über beträchtlichen Charme verfügen. Er hat wohl über lange Jahre dem König immer wieder seine Dienste angeboten und ihm den einen oder anderen Gefallen erwiesen, bis er unentbehrlich geworden ist ...«

Adela hatte plötzlich das Gefühl, dass die Schatten im Zimmer immer näher kamen und sie in einen Strudel aus Angst und Verzweiflung zu reißen drohten. Sie sprang auf und schmiegte sich an Francis. »Halt mich fest«, flüsterte sie.

»Ich will doch nur für dich und Luce kämpfen ...«

»Ich weiß ...« Adela küsste ihn. Er legte seine Arme um sie und hob sie hoch. Auf dem breiten Bett in der Schlafkammer liebten sie sich sanft und leise, um Luce nicht zu wecken.

*

Richard stieg aus dem Holzzuber und dehnte sich wohligh. Dann ließ er sich von einem Diener ein Leinentuch reichen und beim Abtrocknen helfen. Das heiße Wasser hatte seinen müden Gliedern gutgetan. Den ganzen Tag lang war er zu Pferd unterwegs gewesen. Er hatte die Waffen und die Aus-

rüstung seiner Soldaten begutachtet und mit den Männern geredet – es machte ihm Spaß, sich mit seinen Leuten zu unterhalten, Scherze zu reißen und sie anzufeuern –, außerdem hatte er sich mit seinen Offizieren beraten.

Erst am Abend war er wieder in die Burg von Sées zurückgekehrt, wo er Quartier bezogen hatte. Erfreulicherweise waren die Burgherren gleich nach dem Beginn des Aufstandes zu ihm und Henry übergelaufen. Sein Bruder hatte sein Lager im zehn Meilen entfernten Alençon aufgeschlagen. Aus strategischen Gründen war es ihnen klug erschienen, ihre Streitmacht zu teilen.

Bald werden die Kämpfe mit unserem Vater beginnen, dachte Richard, während er – mittlerweile wieder vollständig angekleidet – in das angrenzende Zimmer schlenderte, wo der Tisch für ihn gedeckt war. Bisher sahen ihre Vorbereitungen erfolgversprechend aus. Der französische König Ludwig verhielt sich nach außen hin streng neutral. Unter der Hand war er aber gern bereit, ihn und Henry mit Geld und Soldaten zu versorgen. Schließlich konkurrierten der Herrscher von England und der französische König miteinander um die Macht über die Normandie. Zudem war es ihrer Mutter Eleonore, der mächtigen und schönen Herzogin von Aquitanien, gelungen, ihnen die Gefolgschaft der meisten ihrer Vasallen zu sichern.

Richard lächelte, als er an seine Mutter dachte, die er aufrichtig liebte. Sie hatte ihn häufig in ihre provenzalische Heimat mitgenommen und ihn dort mit Musik und Literatur und den feinen südfranzösischen Sitten vertraut gemacht. Ebenso wenig wie sie konnte er es dem Vater verzeihen, dass dieser sich von ihr abgewandt hatte und nun mit einer Geliebten zusammenlebte. Hoffentlich bedauerte der König seinen Treuebruch inzwischen. Falls nicht, dann würden sie

schon dafür sorgen, dass ihn dieser Verrat teuer zu stehen kommen würde.

»Hm, das duftet ja köstlich!« Richard sog gut gelaunt den Duft der Speisen ein, als der Diener die Hauben von den versilberten Platten und Schüsseln hob. Saftiges Wildbret gab es, außerdem in Honig glasierte Entenbrüste und Lachs in einer hellen Soße. Zudem weißes Brot und diverse Gemüsegerichte. Wahrhaftig, ein königliches Mahl!

Er hatte eben von dem Fisch und der Ente gekostet, als ein weiterer Diener, ein älterer Mann, in den Raum trat und sich verbeugte. »Verzeiht, Herr, aber eine Dame wünscht Euch zu sprechen«, sagte er.

»Habe ich mich vorhin nicht klar ausgedrückt?« Richard hob die Augenbrauen. »Ich wünsche heute Abend keine Gesellschaft.«

»Ich weiß, Herr.« Der Diener verbeugte sich wieder. »Das habe ich der Dame auch gesagt. Aber sie lässt sich nicht abweisen. Sie behauptet, eine Äbtissin und mit Euch verwandt zu sein.«

»Ich soll mit einer Äbtissin verwandt sein? Das ist mir, ehrlich gesagt, neu.« Richard trank einen Schluck Wein. »Und was meinst du damit – sie *behauptet*, eine zu sein?«

»Die Dame trägt nicht die Tracht einer Klosterfrau.«

Vielleicht wird dieses Gespräch ja doch interessant werden, dachte Richard. »Führ sie herein«, befahl er.

Die Frau, die kurz darauf hinter dem Diener den Raum betrat, war hochgewachsen und schlank. Zwischen den Falten ihres dunklen Samtmantels lugte ein grünes, mit goldenen Stickereien verziertes Seidenkleid hervor, und ihre Finger schmückten schwere Ringe. Nein, dies war eindeutig kein Nonnenhabit ... Richard stand auf und verneigte sich. »Seid mir willkommen und leistet mir beim Essen Gesellschaft.«

Er bedeutete den Dienern, noch ein Gedeck für seinen Gast zu bringen.

»Wie überaus liebenswürdig von Euch, Bruder.« Sie neigte höflich und, wie es Richard schien, ein wenig spöttisch den Kopf.

»Bruder?«, fragte er überrascht.

»Ja, Halbbruder, genau genommen. Wir haben denselben Vater.« Sie kräuselte ein wenig ihre Lippen. »Mein Name ist Matilda. Ich bin die Äbtissin des Klosters von Barking. Und ihr beide ...« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit von ihm ab und den Dienern zu, die sie inzwischen mit dem nötigen Geschirr und frischen Leinentüchern versorgt hatten, »... lasst uns nun allein. Ich habe vor, meinem Bruder die Leviten zu lesen, da er sich so frech gegen den König erhoben hat. Was ich ihm zu sagen habe, ist nicht für andere Ohren bestimmt.«

Richards Jähzorn flammte auf. Sein erster Impuls war, sie hinauszwerfen. Doch schließlich überwog sein Amusement. Er bedeutete den Dienern, dem Befehl seiner Halbschwester zu gehorchen, und verbeugte sich dann vor ihr. »Meine Dame, von welcher Speise darf ich Euch reichen?«

»Oh, etwas von der Ente bitte und von den Möhren.« Ihre Stimme war angenehm und ein wenig rauchig. »Ihr seid gut erzogen.«

»Wahrscheinlich der Einfluss meiner Mutter.«

Wieder verzogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln, das Richard nicht recht zu deuten wusste. Während er seine Halbschwester bediente, musterte er sie im Schein des fünfarmigen Kerzenleuchters. Matilda mochte Mitte oder Ende zwanzig sein und hatte – wie er jetzt feststellte – die feste Kinnpartie des Vaters geerbt. Dazu kontrastierten ihr herzförmiger Mund und die hohen Wangenknochen. Ihre eigentümlichen, weit auseinander stehenden meergrünen Augen

trugen ein Übriges zu dem seltsamen Eindruck bei. Wenn sie nicht gewesen wären, wäre dieses Gesicht, in dem nichts so recht zusammenzupassen schien, wahrscheinlich hässlich gewesen. Aber die wache Intelligenz ihrer Augen ließ es interessant und ansprechend wirken.

Allerdings war sie nicht der Typ Frau, den Richard anziehend fand. Wobei er sich in letzter Zeit ohnehin fragte, ob ihn letztlich nicht Männer mehr faszinierten. Matilda erwiderte seinen Blick ungerührt, ja prüfend. Abgesehen von seinem Vater erinnerte sie ihn noch an jemand anderen, aber Richard kam nicht darauf, an wen.

»Unser Vater hat Euch gegenüber also nicht erwähnt, dass Ihr eine Halbschwester habt, die Äbtissin ist«, sagte sie schließlich.

»Vielleicht hat er es erwähnt, und ich habe es vergessen. Außerdem habe ich den König während der letzten Jahre nicht oft zu Gesicht bekommen.« Ja, bis zu dem Zeitpunkt, als der Vater eine Rebellion witterte, hatte er sich nie sehr um ihn und seinen Bruder Henry gekümmert.

Richard lächelte Matilda an. »Allerdings wundere ich mich schon, wenn ich offen sein darf, dass Ihr Euch nicht Eurem geistlichen Stand gemäß kleidet.«

»Oh, manchmal ziehe ich einfach die Gewänder einer Königstochter vor«, erwiderte sie leichthin.

»Einer illegitimen Königstochter, um genau zu sein«, gab Richard sehr freundlich zurück. Sie quittierte seine Antwort mit einem leichten Nicken – ein Zugeständnis, dass er einen Treffer gelandet hatte. Dann widmete sich Matilda wieder ihrem Entenstück. Schnell und sicher gebrauchte sie ihr Messer. Richard konnte sich gut vorstellen, dass sie bei der Jagd ebenso geschickt ein Tier häuten würde. Plötzlich wurde ihm klar, an wen sie ihn erinnerte – an ihre gemeinsame Großmut-

ter, die denselben Namen getragen hatte. Als Junge war er der Mutter seines Vaters einige Male begegnet. Eine noch im hohen Alter äußerst einschüchternde Frau, in deren Gegenwart er es nicht gewagt hatte, sich schlecht zu benehmen.

»Ich hoffe, Ihr spannt mich nicht länger auf die Folter«, sagte er schließlich, nachdem sie ihre Mahlzeit beendet hatten. »Ich kann es kaum erwarten, Eure Strafpredigt zu hören.«

Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und bedachte ihn mit einem langen, abwägenden Blick. Als hätte er eine Prüfung bestanden, sagte sie dann: »Nun, ich bin nicht gekommen, um Euch zu schelten. Im Gegenteil – ich möchte Euch und Henry meine Unterstützung bei dem Aufstand anbieten.«

»Wie meint Ihr das?« Richard glaubte, sich verhöhrt zu haben.

»Genau so, wie ich es sagte.« In ihrer Stimme schwang Ungeduld mit. »Wenn Ihr erfolgreich sein wollt, werdet Ihr auch Verbündete jenseits des Kanals brauchen. Ich könnte dort Eure Verbindungsfrau sein.«

»Und warum wollt Ihr das tun?« Richard lachte trocken auf. »Immerhin verdankt Ihr unserem Vater einiges. Er hat Euch mit einem ebenso angesehenen wie lukrativen Amt ausgestattet. Mehr kann ein Bastard« – er war absichtlich brutal – »nun wirklich nicht erwarten.«

Matilda nahm die Beleidigung hin, ohne mit der Wimper zu zucken. »Möglicherweise war es ja nicht mein Wunsch, Äbtissin zu werden«, entgegnete sie kühl. »Und möglicherweise hat es mir auch nicht gefallen, wie unser Vater meine Mutter behandelt hat.«

Vor seiner derzeitigen Geliebten hatte der König immer nur kurze Liebschaften gehabt. Frauen, die ihm lediglich

dazu gedient hatten, seine Begierde zu stillen, und an denen sich Richards Mutter deshalb nie gestört hatte. Matildas grünliche Augen, in denen sich die Kerzenflammen spiegelten, kamen Richard wie Eisflächen vor, hinter denen ein Feuer brannte. »Aber das sind nicht Eure einzigen Gründe«, sagte er gelassen.

»Vielleicht habt Ihr Recht.« Sie trank einen Schluck Wein. »Vielleicht irrt Ihr Euch jedoch auch. Mein Angebot steht. Die Entscheidung liegt bei Euch. Aber ich möchte noch heute Abend eine Antwort.«

»Weshalb seid Ihr zu mir und nicht zu Henry gekommen?«

»Ich könnte jetzt sagen, weil mir Euer Quartier etliche Wegmeilen erspart hat.« Wieder kräuselten sich ihre Lippen. »Aber die Wahrheit ist, ich habe Erkundigungen über Euch eingezogen, und ich halte Euch, obwohl Ihr der Jüngere seid, für den Vielversprechenderen.«

»Oh, Euer Vertrauen ehrt mich.« Trotz seines Spotts fühlte sich Richard ein bisschen geschmeichelt. Er hob seinen Kelch. »Auf unseren Pakt, Schwester.«

»Ja, auf unseren Pakt.« Matilda stieß mit ihm an.

*

In einem Burgzimmer nippte Matilda an einem warmen Würzwein. Mittlerweile war es spät in der Nacht. Aber sie konnte nicht schlafen. Deshalb hatte sie ihre Magd vor einer Weile in die Küche geschickt, um ihr das Getränk zu holen.

Richard hat sich zu einem ausgesprochen hübschen Burschen entwickelt, dachte sie anerkennend und ein wenig spöttisch. Er hatte das rotblonde Haar seiner Mutter geerbt, und ihre feinen, stolzen Gesichtszüge schimmerten in seinem Jünglingsgesicht durch – nur, dass sie bei ihm zudem kühn

wirkten. Dazu kamen seine ausdrucksvollen blauen Augen. Henry hatte gegen Richard schon als Kind immer ein bisschen farblos gewirkt. Bereits als Junge im Alter von acht Jahren – damals hatte Matilda Richard bei einem Bankett zum letzten Mal gesehen – hatte er ein großes Selbstbewusstsein und eine flirrende Lebendigkeit besessen. Diese Eigenschaften hatten sich mit den Jahren noch verstärkt. Er gehörte eindeutig zu den Menschen, die andere kraft ihrer Persönlichkeit verzaubern konnten.

Ja, sie hatte die richtige Wahl getroffen, auf ihn zu setzen. Auch ihre Entscheidung, den Aufstand zu unterstützen, war richtig gewesen. Matilda fasste in den Ausschnitt ihres seidenen Nachthemdes und zog ein kleines goldenes Kreuz heraus, das an einer Kette hing. Es war warm von ihrem Körper. Im Licht der Kerzenflammen schimmerte der rote Stein auf dem Gold wie ein Blutstropfen.

Wenn der Aufstand erfolgreich war, würde es ihr mit Richards Hilfe gelingen, sich an ihrem Vater und William de Thorigny zu rächen. Falls er scheiterte und der König ihren Pakt mit dem Bruder entdecken sollte, würde sie eben ihre Strafe tragen. *Ja, jede Art von Strafe ist besser, als tatenlos zu bleiben und keine Vergeltung zu suchen*, dachte sie traurig und gleichzeitig von bitterem Zorn erfüllt.

Matilda umschloss das Kreuz so fest, dass ihr die Kanten in die Haut schnitten. Eine Weile hielt sie es noch so, während sie weiter vor sich hin sann. Erst als sie zu Bett ging, verbarg sie es wieder unter ihrem Hemd.

*

William de Thorigny schob sich ein weiteres Stück von der gebratenen Forelle in den Mund. Der Fisch war mit Dill, Wermut, Wacholder und einer Spur Anis und Safran verfei-

nert. Ja, der Koch des Königs leistete wirklich ausgezeichnete Arbeit! Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, um den Blick über die Halle der Burg von Bayeux mit ihren alten, rauchgeschwärzten Deckenbalken und den mit leuchtenden Farben bemalten Wänden zu genießen.

Dort unten an den Tischen saßen die niederen Adligen. Er dagegen hatte seinen Platz an der Tafel des Königs, die mit feinen Leinentüchern und vergoldetem und versilbertem Geschirr gedeckt war, wo dicke Bienenwachskerzen in schweren Leuchtern brannten und ihren süßen Duft verströmten – und wo es das raffiniertere Essen gab. Es hatte William viel Mühe gekostet, hier oben auf dem Podium bei den wirklich Mächtigen sitzen zu dürfen, und er hatte nicht vor, sich jemals wieder von hier vertreiben zu lassen.

Als William zu Henry blickte, musste er ein Lächeln unterdrücken. Der König hatte bisher kaum ein Wort gesprochen. Sein eckiges Gesicht mit dem dunklen Bart war stark gerötet. Er aß schnell, und auch dem Wein hatte er viel zu sehr und viel zu hastig zugesprochen. William mochte die beiden Königssöhne nicht besonders. Vor allem Richard konnte er nicht leiden. Er war sich selbst gegenüber ehrlich genug, um sich einzugestehen, dass er ihn um seine Attitüde, die ganze Welt liege ihm, dem königlichen Prinzen, wie selbstverständlich zu Füßen, beneidete.

Aber die Kaltblütigkeit, mit der die Brüder vor ihrem Vater geflohen waren und ein Heer gegen ihn aufgestellt hatten, erregte durchaus Williams Bewunderung. Tagelang hatte der König danach getobt. Wobei natürlich auch der Einfluss der Königin Eleonore auf die jungen Männer nicht zu vernachlässigen war. Wie auch immer – William ließ sich von einem Diener ein Stück helles Brot reichen –, durch den Schachzug der beiden Prinzen war unversehens Bewegung in das gro-

ße Spiel der Macht gekommen. Und er gedachte, davon zu profitieren.

Ein Klirren zerschnitt die Musik der Spielleute, als der König plötzlich sein Messer vor sich auf den Tisch warf. Einige Momente stierte er vor sich hin, dann wandte er sich den Männern an seiner Tafel zu. Seine braunen Augen waren blutunterlaufen. »Vor einigen Stunden habe ich erfahren, welche Vasallen von mir abgefallen und zu meinen verdammten Söhnen übergelaufen sind«, sagte er mit schwerer Stimme.

»Sir, um welche Männer handelt es sich denn?«, wagte schließlich Robert, der Bischof von Lisieux, das Wort zu ergreifen. Er konnte sich dies noch am ehesten erlauben, ein würdevoller Mann mit schönem schlohweißem Haar und feinen, würdevollen Gesichtszügen.

»Die Grafen von Breteuil, Beaumont und Montagne«, zählte der König auf. »Bastarde, die schon meine Mutter verraten haben.«

Betretenes Schweigen breitete sich an der Tafel aus. Zusammen mit den anderen Adligen, die bereits zu den Prinzen übergelaufen waren, war dies eine beeindruckende Zahl von Gegnern, ging es William durch den Kopf.

»Außerdem hat sich auch Aubrey de Vire meinen Söhnen angeschlossen«, fuhr der König bitter fort. William horchte auf. Dass sich auch der Graf von Vire auf die Seite Richards geschlagen hatte, war nun wirklich interessant, denn der Schwiegersohn jener verdammten Dienerin Aline, ein gewisser Francis de Nonant, gehörte zu seinen Gefolgsleuten.

»Sir, dieser Verrat muss Euch unendlich schmerzen«, bemerkte der Bischof salbungsvoll.

»Glücklich bin ich darüber jedenfalls nicht«, entgegnete der König sarkastisch, ehe er seinen Kelch an die Lippen

setzte und gierig trank. »Alle diese Männer haben mir den Treueid geschworen und sind von mir mit Geld und Land belohnt worden ... Undankbares, treuloses Pack.« Wieder stierte er vor sich hin.

»Hoheit, ich verstehe Euren Zorn und Eure Niedergeschlagenheit nur zu gut ...« Bischof Robert seufzte. Zustimmendes Gemurmel wurde an der Tafel laut. Es war an der Zeit, sich einzumischen. William beugte sich vor.

»Bei dem Graf von Vire fällt mir ein ... Hat nicht Eure Mutter einer Dienerin in seinem Gebiet ein Gut geschenkt? Wie war doch noch einmal ihr Name?« Er gab vor, überlegen zu müssen. »Aline? Falls Ihr Euch an jemanden so Unbedeutenden wie eine Dienerin erinnern solltet, Sir. Ich hoffe, wenigstens diese Leute halten Euch die Treue.«

»Ich erinnere mich an die Frau.« Henry nickte. »Soviel ich weiß, haben sich dem Grafen alle seine Gefolgsleute angeschlossen. Also auch die Familie Alines.«

»Wie überaus bedauerlich, Sir.« William schüttelte den Kopf.

Henrys Blick wurde wacher und bekam etwas Lauerndes. »Ich erinnere mich allerdings auch noch gut daran, William, dass ich auf die Intervention meiner Mutter hin dafür sorgte, dass Eure Familie jener Aline ein Gut in England zurückgeben musste. Ich schätze, Ihr seid Alines Verwandten deshalb nicht sehr freundlich gesinnt?«

»Ich müsste lügen, wenn ich behaupten würde, dem wäre so«, erwiderte William gelassen. »Aber ich maße mir nicht an, Eure Ratschlüsse in Frage zu stellen. Ich möchte allerdings auch, und ich hoffe, Ihr verzeiht mir diesen Einwand«, er neigte höflich den Kopf vor dem König, »zu bedenken geben, dass Eure Mutter meinen Vater nicht sehr schätzte. Schließlich war er ein treuer Gefolgsmann ihres Gegners Stephen.«

William behielt die anderen Männer an der Tafel im Auge. Noch vor einigen Jahren hätten bestimmt einige von ihnen gerufen, dass Matilda seinen Vater nicht nur verabscheute hatte, weil er zu ihren Gegnern gehörte. Gleich darauf atmete er innerlich auf – er hatte sich nicht getäuscht. Keiner wagte es, das Wort gegen ihn zu ergreifen und ihn zu beleidigen. Entscheidend war jedoch, wie sich der König verhalten würde.

Der König lächelte, als würde er nur zu gut verstehen, was William bewegte. Nachdenklich spielten seine Finger mit dem Stiel des Weinkelchs.

»Meine Familie war König Stephen immer treu«, wiederholte William mit Nachdruck.

»Ja, ja, ich weiß. Und bisher wart Ihr es auch immer mir gegenüber.« Wieder bedachte ihn der König mit einem wachsamem und – in Anbetracht der Weinmenge, die er getrunken hatte – erstaunlich klaren Blick. Dann wandte er sich den anderen Männern zu. »Wie soll ich mit diesen untreuen Vasallen verfahren, wenn ich meine Söhne besiegen werde – und ich bin sicher, das wird mir gelingen. Was ratet Ihr mir?«

William hob seinen Kelch. »Ganz sicher werdet Ihr sie schlagen, Sir.« Amüsiert verfolgte er, wie ringsum zustimmende Rufe laut wurden. »Ja, Hoheit, auf Euren Sieg!«

»Eure Söhne können nichts gegen Euch ausrichten!«

»Zermalmen werden wir sie und ihre ruchlosen Anhänger!«

»Gott ist auf Eurer Seite«, tönte der Bischof.

»Ihr seid mir immer noch eine Antwort schuldig geblieben.« Henry hob ungeduldig die Hand. »Soll ich meine Feinde bestrafen, oder soll ich ihnen vergeben? Nun, Robert«, er sah den Bischof an, »was meint Ihr als ein Mann Gottes?«

»Der Herr liebt die Sanftmütigen.« Der Bischof von Lisieux neigte fromm das Haupt. »Und hat nicht auch der Vater

den Sohn, der in die Fremde zog und sein Erbteil verprasste, wieder in Ehren aufgenommen? Ja, ihn sogar dem Daheimgebliebenen vorgezogen?»

»Nun, Richard und Henry haben die Waffen gegen mich erhoben«, antwortete der König spöttisch. »Was, finde ich, ein schlimmeres Vergehen ist, als ein Erbe zu verschwenden.«

»Trotzdem, mein Herr«, mischte sich nun der stiernackige Lord Thomas Stanford ein, »die beiden königlichen Prinzen sind noch sehr jung, und, wie ich fürchte, fehlgeleitet. Ihr solltet sie nicht zu streng bestrafen. Sonst verhärten sie nur ihr Herz gegen Euch.«

Mit *fehlgeleitet* spielte er, wie William und alle anderen Männer an der Tafel wussten, auf die Königin Eleonore an. Die Miene des Königs verfinsterte sich. *Henry hat den verletzten Stolz und die Tatkraft seiner Gattin völlig unterschätzt. Ja, sie ist eine Frau, die ihm noch ganz erhebliche Probleme bereiten kann*, konstatierte William. Henry wandte sich wieder ihm zu. »William, was ratet Ihr mir?»

William registrierte, wie sich die Aufmerksamkeit aller Menschen in der Halle auf ihn richtete. Ja, der König fragte ihn um Rat. Einen Mann, dessen Vater am Hof in Ungnade gefallen und der lange von seinem Großvater nicht als legitimer Erbe anerkannt worden war. Bestimmt beneideten ihn die anderen Adligen glühend.

»Ich würde unbedingte Strenge walten lassen«, sagte William nachdrücklich. »Verbrennt das Getreide auf den Feldern der Aufständischen und zerstört ihre Dörfer. Vertreibt sie aus ihren Burgen. Nehmt die Söhne der hohen Adligen als Geiseln. Nur wenn Ihr sie mit eiserner Hand fühlen lasst, dass Ihr der Herr seid, werden sie es nicht mehr wagen, sich gegen Euch zu erheben. Denn auch ein ungehorsames Kind,

wird, wenn man es nicht züchtigt, aufsässig bleiben. Erfährt es jedoch eine angemessene Strafe, wird es nicht wieder aufmucken.«

»Verwüstete Felder und niedergebrannte Dörfer ...« Bischof Robert seufzte und hob die Hände, als ob er sich angesichts dieser Gräuel göttlichen Beistand erhoffte.

»Es ist keine schöne Aufgabe, solche Strafmaßnahmen auszuführen.« Der König betrachtete William abwägend, wieder mit diesem ein wenig lauernden Blick.

William stand auf und verneigte sich. »Da es Euch dient, mein König, bin ich gerne bereit, diese unerquickliche Aufgabe zu übernehmen.«

*

Francis saß mit seinen Knechten um eine Feuerstelle. Alle zwölf waren waffenerprobte Männer in seinem Alter. Auf dem weitläufigen, nach Westen hin von Bäumen begrenzten Feld standen die Zelte dicht gedrängt. Eine Standarte mit einem goldenen Löwen darauf markierte ein besonders großes – es war das Richards. Der Geruch von gebratenem Fleisch mischte sich mit dem Rauch und der kühlen Abendluft. Die Stimmung erschien Francis gedämpft, anders noch als an den vorangegangenen Abenden. So als ob die bevorstehende Schlacht ihre Schatten vorauswürfe.

Zwei Wochen waren nun vergangen, seit er das Gut verlassen hatte. In der Morgendämmerung hatten er und Adela sich voneinander verabschiedet. Ihr Gesicht war sehr bleich gewesen. Viele Worte hatten sie nicht gewechselt. Zum einen war ohnehin alles Wichtige schon zwischen ihnen gesagt. Zum anderen hatten die Männer, die ihn in den Kampf begleiten würden, bereits auf ihn gewartet. Sie hatten sich umarmt und geküsst, und Adela hatte sich bemüht, ihn ihren

Zorn über diesen Krieg nicht spüren zu lassen. Doch Luce, der aufgewacht war und schlaftrunken aus dem Haus gerannt kam, hatte die Spannung zwischen ihnen gespürt und zu weinen begonnen. Francis hatte ihn hochgehoben und an sich gedrückt.

Dann hatte er sich in den Sattel geschwungen. Dort, wo der Feldweg in den breiteren Pfad zum Dorf einmündete, hatte er sich noch einmal umgedreht. Adela hatte mit Luce, der sich an sie klammerte, immer noch vor dem Hoftor gestanden. Obwohl Mägde bei ihnen gewesen waren, hatten sie sehr verloren gewirkt.

Erst in diesem Moment hatte Francis mit einem tiefen körperlichen Schmerz wirklich begriffen, dass er sie möglicherweise nicht mehr wiedersehen würde.

Francis' Blick wanderte zu Richards Zelt. Der Wind blähte die Standarte. Im Zwielflicht wirkte es, als ob sich der Löwe zum Sprung duckte. An fast allen Abenden, so auch vorhin, hatte sich der Königssohn zu den einfachen Bewaffneten ans Feuer gesetzt, hatte mit ihnen gegessen und eine Weile Karten gespielt. Doch trotz seiner ungekünstelten Leutseligkeit und obwohl er noch sehr jung war, besaß er durchaus die Aura eines Herrschers. Die Männer verehrten ihn.

Nein, dachte Francis, ich bereue meine Wahl nicht. Ich vertraue darauf, dass Richard ein besserer und gerechterer Herrscher sein wird als sein Vater.

*

Mit gerunzelten Brauen betrachtete Richard die Skizze, die sein Bruder Henry auf einen Pergamentbogen gemalt hatte. Sie zeigte Richards Heerlager und die ganz in der Nähe zu einer Ebene abfallende Hügelkette. Schraffierte Flächen bezeichneten Wäldchen. Fünf Meilen entfernt, auf der anderen

Seite des Flusses Touques, der sich schlangengleich über das Pergament wand, befand sich das Heerlager ihres Vaters.

Richard deutete auf den Fluss. »Ich halte es immer noch für besser, wenn wir das Heer unseres Vaters gemeinsam angreifen – statt getrennt, so wie du es planst.«

Henry seufzte. Sein gut aussehendes Gesicht mit dem weichen Mund und den großen braunen Augen spiegelte Ungeduld. »Du weißt doch – das ist nicht nur mein Plan. Auch die Berater unserer Mutter halten es für die beste Option, wenn ich versuche, mit meinen Leuten die Armee unseres Vaters von der Flanke her zu attackieren, während du ihn frontal bedrängst.«

»Ja, aber dazu musst du erst einmal diesen Fluss überqueren. Das macht dein Heer angreifbar.«

»Der Fluss führt zurzeit nicht viel Wasser. Er ist kein großes Hindernis.«

»Nichtsdestoweniger bleibt dies eine Stelle, wo deine Armee besonders verletzlich ist«, beharrte Richard. »Eine solche Blöße solltest du unserem Vater wirklich nicht bieten.«

»Richard ...«, Henry stützte sich mit beiden Armen auf dem Tisch im Zelt seines Bruders ab, »... ich verstehe ja deine Bedenken. Aber du und ich, wir sind noch jung und in Kriegsdingen nicht besonders erfahren. Wie könnten wir klüger als die Berater unserer Mutter sein?«

Richard schwieg und starrte weiter auf die Skizze. »Vielleicht hast du Recht ...«, gab er schließlich widerwillig zu.

»Ganz sicher habe ich das.« Henry ging einige Schritte auf dem dicken Teppich auf und ab – er war, ebenso wie die mit Schnitzereien verzierten Stühle und die kostbaren Polster auf dem Bett, ein Geschenk des französischen Königs Ludwig und verlieh dem Zelt ein fürstliches Gepräge –, ehe er sich wieder dem Bruder zuwandte und ihn neugierig ansah.

»Erschrickst du nicht manchmal auch vor deinem eigenen Mut? Ich meine, dass wir es wagen, unseren Vater herauszufordern ...«

»Bereust du es etwa, dass du dich zusammen mit mir zu dem Aufstand entschlossen hast?« Richards Augen blitzten verächtlich. »Würdest du dich lieber weiter von Vater wie ein dummer, kleiner Bengel behandeln und von der Regierung ausschließen lassen, statt ihm zu beweisen, dass wir ihm ebenbürtig sind?«

»Nein, ich bereue gar nichts.« Henry schüttelte den Kopf. »Ich frage mich nur manchmal, ob dieses Wagnis nicht zu groß für mich ist.«

Richard warf sein rotblondes Haar in den Nacken. »Nein, diese Frage habe ich mir noch nie gestellt. Henry, wir sind seine Söhne – und die Söhne unserer Mutter. Wir können es mit unserem Vater aufnehmen.« Und so, wie er stolz und vor Tatendrang sprühend dastand, wirkte er, fand Henry ein wenig neidisch, fast wie ein junger heidnischer Gott.

*

Kurz vor Morgengrauen weckte ein Hornsignal Francis. Zwei Knechte halfen ihm, das schwere Kettenhemd überzuziehen. Nachdem er den Schwertgurt umgelegt hatte, war auch der Getreidebrei gar. Doch er konnte nur wenige Löffel davon essen. Aus einem benachbarten Zelt trat nun der Graf von Vire. Auch er war schon bewaffnet. Im Zwiellicht der Morgendämmerung wirkte sein kantiges Gesicht bleich und grimmig. Die beiden Männer nickten sich grüßend zu, ehe sie auf ihre Pferde stiegen und sich in die Heerschlange einreiheten.

Plötzlich tauchte Richard neben der Reiterei auf. Ruhig und doch gleichzeitig vibrierend vor Energie – wie ein Pfeil,

kurz bevor er von der gespannten Sehne losschnellte. Seine Augen blitzten.

»Auf unseren Prinzen!«, »Ja, Sieg dem Prinzen«, begannen die Männer zu schreien. Die mächtige, laute Woge ergriff auch Francis, und er stimmte in die Rufe ein. Das Heer bewegte sich über ein Feld, dann einen Hügel hinauf. Oben auf dem Kamm erklangen wieder Hornsignale. Männer brüllten Befehle. Die Fußsoldaten und die Reiterei nahmen ihre Positionen ein. Francis kam in einer der vorderen Reihen zum Stehen.

Mittlerweile war der Himmel im Osten ganz hell geworden. Sonnenstrahlen, die durch den Dunst brachen, kündigten einen schönen Frühlingstag an. Jetzt würde Adela aufstehen und sich in der Kammer waschen, während sich Luce wahrscheinlich noch einmal in die Decken kuschelte. Adela würde leise sein, um ihn nicht zu wecken.

Francis glaubte, sie vor sich zu sehen. Ihre Wangen waren vom Schlaf noch leicht gerötet. Aus ihrem Zopf hatten sich während der Nacht einzelne Strähnen gelöst, die ihr wirr ums Gesicht hingen. Sie strich sie zurück und tauchte ihre Hand mit dem Leinenlappen dann in die tönernerne Waschschüssel. Er hatte es immer geliebt, ihr dabei zuzusehen, wie sie sich wusch.

Ein metallisches Gleißern stach Francis in die Augen und brachte ihn in die Gegenwart zurück. Plötzlich hörte er dumpfes Hufgetrappel und das Geräusch vieler stampfender Füße. Eine lange funkelnde Linie bewegte sich über die Ebene auf sie zu – das Heer des Königs. Er zog sein Schwert aus der Scheide und wartete angespannt auf das Signal zum Angriff.

Als es endlich ertönte, stieß er seinem Hengst die Fersen in die Flanken und preschte mit den anderen Reitern los. An

der Spitze des Heers sah er Richard galoppieren. Sein rot-blondes Haar wehte unter dem Helm hervor. Er hatte den rechten Arm hochgerissen, und das Schwert in seiner Hand funkelte im Sonnenlicht. Krachend prallten die beiden Heere ineinander. Richard verschwand in den Reihen der gegnerischen Reiterei.

Ein Energiestoß jagte durch Francis' Körper. Er wich einer Waffe aus, die auf ihn zuzuckte, versetzte seinerseits dem Angreifer einen Schwerthieb in den Arm. Sein Pferd trug ihn weiter. Er verlor jedes Zeitgefühl, während er wie rasend focht. Die Wunden, die er erlitt, spürte er kaum.

»Zurück! Zieht euch zurück ...«

»Flieht!«

»Wir können unsere Reihen nicht länger halten!«

Wie von weit her drangen irgendwann Rufe zu Francis durch. Benommen schaute er sich um. Die Sonne hatte fast ihren Zenit erreicht. Überall lagen Tote und Verwundete auf dem Feld. Er befand sich bei einer Reitergruppe, die fast von allen Seiten von gegnerischen Bewaffneten bedrängt wurde. Ganz in seiner Nähe kämpfte Richard wie ein Rasender gegen drei Angreifer. Sein Gesicht war blutverschmiert.

»Nichts wie weg hier, damit sie uns nicht gefangen nehmen!«, brüllte er. Francis und andere Männer kamen ihm zu Hilfe. Doch sofort war ein Pulk feindlicher Reiterei zur Stelle und versuchte, sie zu umzingeln.

*

Adela zog das Schiffchen durch die braunen Kettfäden auf ihrem Webstuhl. Durch die offen stehenden Fenster konnte sie Luce vor dem Haus spielen hören. Er ließ sein Holzpferdchen durch das Gras reiten. In der Küche rumorte die Köchin, und von der Scheune her ertönte Hämmern – dort

nagelte ein Knecht Bretter fest. Ein ganz normaler Tag, wenn sie nicht ständig die Frage gequält hätte, wie es Francis wohl erging. Ob schon eine Schlacht zwischen den Heeren der Königsöhne und denen ihres Vaters stattgefunden hatte? Und wenn ja, wie hatte Francis den Kampf überstanden? Sie verdrängte die Vorstellung, dass er schwer verletzt worden oder ihm gar Schlimmeres zugestoßen sein könnte.

Ach, diese verwünschten Mächtigen, die das Volk ausbeuten und sinnlose Kriege anzetteln!, dachte Adela zornig. Sie selbst kamen ja meist ziemlich ungeschoren davon und wurden von ihren Gegnern bloß als Geiseln genommen. Die feindlichen Heere jedoch fielen rücksichtslos über die einfachen Soldaten und die Bauern her.

Adela zerrte so heftig an dem Schiffchen, dass einer der Kettfäden riss. Sie murmelte eine Verwünschung und schickte sich an, den Schaden zu beheben, als die Hunde in lautes Gebell ausbrachen. Hufe trappelten über den sandigen Boden des Hofes. Ob jemand eine Nachricht von Francis brachte? Adela ließ den zerrissenen Faden fallen.

Als sie in den Hof eilte, hatten sich dort schon Bedienstete um einen stämmigen Mann auf einem Maultier versammelt. Der Dorfschmied, wie Adela jetzt erkannte. Die Flanken des Tiers bebten von einem schnellen Ritt.

»Herrin, George bringt Nachrichten vom Krieg!«, rief einer der Knechte aufgeregt. *Also doch ...*

Der Schmied nickte ihr rasch zu. »Ja, aber leider keine guten. Vorhin kam ein Steinmetz bei mir vorbei, der sein Reittier neu beschlagen lassen wollte. Er sagte, es hätte eine Schlacht stattgefunden. Die Königsöhne seien unterlegen. Außerdem berichtete er, dass Soldaten des Königs ein Dorf etwa acht Meilen von hier niedergebrannt hätten. Wahrscheinlich werden sie auch bald in unserer Gegend auftauchen.«



Beate Sauer

Die Rache der Heilerin

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47932-0

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2014

Eine junge Frau und ihr ergreifendes Schicksal – in einer der farbenprächtigsten Epochen Europas

Normandie, Ende des 12. Jahrhunderts: Adela ist glücklich verheiratet mit dem Ritter Francis. Zusammen besitzen sie ein kleines Gut und führen ein bescheidenes, doch zufriedenes Leben. Bis ihre Familie in die Wirren des englischen Bürgerkriegs verstrickt wird. Denn als König Henrys Söhne gegen dessen Herrschaft aufbegehren, muss auch Francis in die Schlacht ziehen. Ein alter Todfeind von Adelas Familie nutzt daraufhin den Krieg für seinen privaten Rachefeldzug – und Adela verliert alles. Brutal misshandelt und ihrer Besitztümer beraubt beginnt für sie eine schmerzliche Odyssee, die sie bis nach England führt, immer auf der Flucht vor ihrem Widersacher ...



[Der Titel im Katalog](#)